

Im Eisenbahnwagen vierter Klasse.

Erzählung von Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

2. Nachdruck verboten.

Die Unterredung zwischen dem Gastwirt und dem Polizeibeamten lenkte das Gespräch auf den Mord, dessen Opfer vor vier Tagen in der Reichshauptstadt ein angesehener Arzt, der Sanitätsrat Eveling, geworden war, und der seitdem in ganz Deutschland das Tagesgespräch bildete. Die hingeworfene Redensart des Gastwirts wirkte wie ein ins Pulverfaß geworfener Funke. In einem Augenblicke war der furchtbare Mord in aller Munde, man sprach einzeln und durcheinander von nichts anderem. Der redselige Dicke, ein Provisionsreisender aus Leipzig, Namens Rothe, spielte den Alleswisser und riß daher schnell genug die Leitung des Gesprächs an sich.

„Ich kenne den Sachverhalt genau," rief er wichtigthuend, „ich komme direkt aus Berlin und war gerade dort, als die Geschichte passierte. Es war vergangenen Montag —"

„Am hellen Tage," sagte der Gastwirt.

„Am Morgen," bestätigte Rothe mit gnädiger Beistimmung. „Und eine Aufregung entstand, wie sie selbst in Berlin seit Jahren aus Anlaß eines ähnlichen Ereignisses nicht dagewesen ist."

„Warum man nur den Mörder hat entspringen lassen?" fragte Rumpf.

Der Reisende lachte. „Glauben Sie etwa, man hätte es gethan, wenn man es hätte verhindern können? Sie haben wohl den Sachverhalt nicht genau verfolgt?"

„O, so ziemlich —"

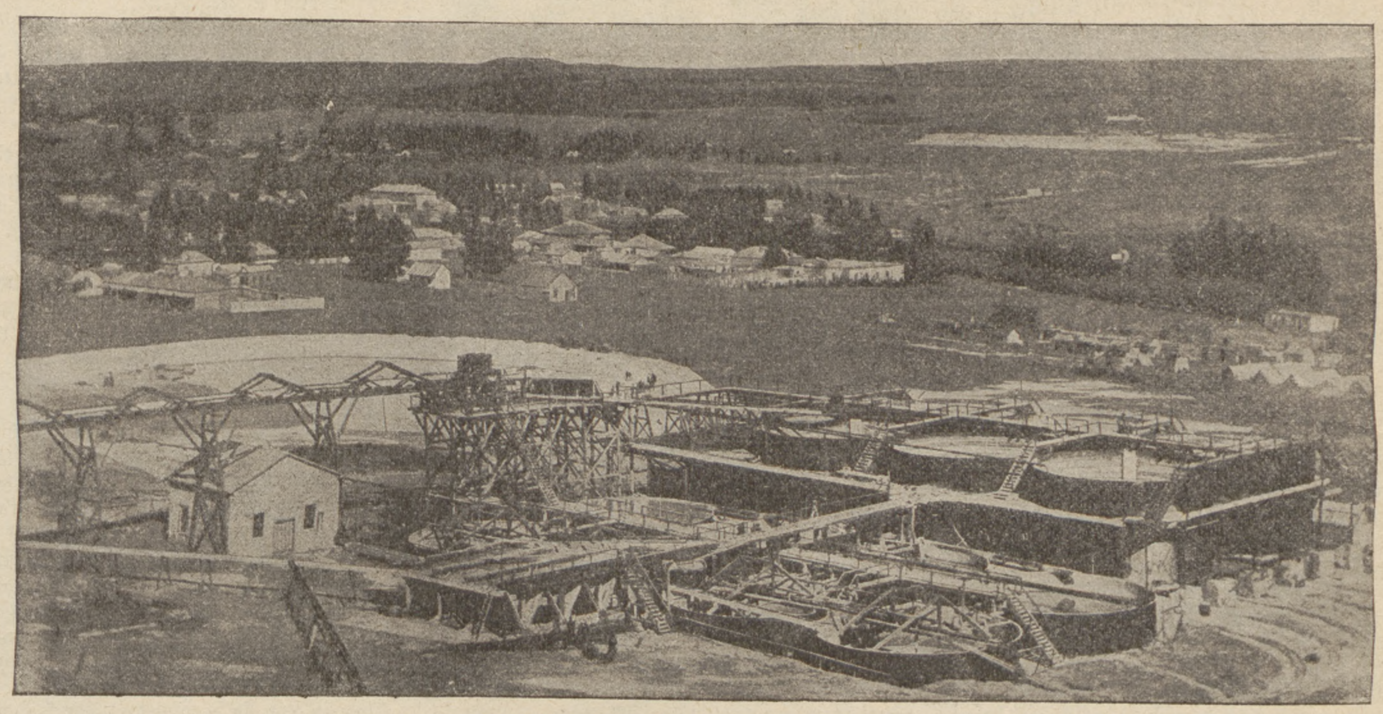
„Passen Sie einmal auf, ich will Ihnen die Geschichte erzählen, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen hat. Die Zeitungen phantasieren eine Masse unnützes und unwahres Zeug zusammen, worüber der Wissende lacht."

„Sie thun ja, als ob Sie dabei gewesen wären," spottete ein alter Bauer.

Der Provisionsreisende streifte ihn mit einem verächtlichen Blick, ohne ihn einer Antwort zu würdigen. „Ich sprach mit einem Herrn, der sich gerade zur Zeit der That im Sprechzimmer Evelings befand," berichtete er. „Am Montagmorgen war, wie immer nach einem Sonntage, das Wartezimmer des gesuchten Arztes noch zahlreicher besetzt als gewöhnlich. Unter den harrenden Patienten befand sich auch ein junger Mensch mit dürftigem Schnurrbärtchen und einem blassen, leidenden Gesicht, das wenig Intelligenz und noch weniger Energie zu verraten schien. Der Jüngling saß schweigend in einer Ecke und las in einem Witzblatte. Er war früh gekommen und als dritter an der Reihe."

„Er soll eine Wunde gehabt haben," warf Rumpf ein.

„Warten Sie, ich komme nachher darauf. Als der zweite Patient herauskam, erhob er sich rasch und trat in das Sprechzimmer. Vor dem Betreten desselben warf er noch einmal einen scheuen Blick hinter sich zurück und einen anderen nach der Thür, gleich als ob er sich fürchte, dem Arzte entgegenzutreten. Ein an-



Die Robinson-Mine bei Johannesburg. (S. 91)

wesender Herr machte die Bemerkung, der junge Mensch scheine Angst zu haben, und ein anderer erwiderte darauf: „Wer weiß, was ihm fehlt; er sieht sehr leidend aus.“ Etwa eine Minute lang herrschte tiefe Stille, plötzlich hörte man im Sprechzimmer des Arztes einen lauten Schrei. Die Patienten lauschten, und einige empfanden etwas wie Grauen, denn sie neigten der Meinung zu, der arme junge Mensch müsse eine Operation über sich ergehen lassen. Ein weiterer Schrei und ein dumpfes, unterdrücktes Stöhnen, das in ihre Ohren drang, schien diese naheliegende Vermutung zu bestätigen, ebenso das Aussehen des jungen Menschen selbst, der gleich darauf wieder erschien. Totenblässe bedeckte sein Gesicht, seine Augen hatten einen Ausdruck förmlichen Entsetzens, seine Hände zitterten sichtbar. Alle Anwesenden sahen ihn neugierig und mitleidig an, und manche Blicke suchten in das Sprechzimmer zu dringen. Der junge Mensch öffnete jedoch die Thür nur so weit, daß sein eigener schmächtiger Körper sich hindurchzuzwängen vermochte, dann schlug er sie hastig hinter sich zu. Als eine Dame aufstand, um hineinzugehen, sagte der junge Mann: „Der Herr Sanitätsrat läßt Sie bitten, noch zu warten, da er sich erst waschen muß.“ Die Dame setzte sich darauf wieder nieder. „Sie sind wohl operiert worden?“ fragte sie. „Ja,“ erwiderte er kurz und verließ schnell das Wartezimmer.“

„Und das war also der Mörder?“ fragte einer der Zuhörer.

„Na, wer denn sonst?“ erwiderte der Erzähler. „Aber hören Sie nur weiter! Längere Zeit harrte man im Wartezimmer der Einladung des Sanitätsrats zum Eintritt und unterhielt sich leise über die mutmaßliche Art der stattgehabten Operation. Als aber alles still blieb, wurde die Dame, die schon lange gewartet hatte, ungeduldig. Sie stand auf und klopfte. Keine Antwort. Wieder nahm sie einige Zeit Platz, dann klopfte sie von neuem. Als abermals kein Herein erscholl, erfaßte sie leise die Klinke, stellte eine etwa spaltbreite Oeffnung her und schaute in das Zimmer des Arztes. Im selben Augenblicke stieß sie einen lauten Schrei aus und fuhr zurück. „Es ist ein Unglück geschehen!“ schrie sie. Alles drängte sich darauf hinein. Vor dem Schreibtisch, an welchem er gewöhnlich seine Besucher zu empfangen pflegte, lag der Arzt in einer großen Blutlache, mit gläsernen, weitaufgerissenen Augen.“

Der Reisende schwieg einen Augenblick, um die Gesichter seiner Zuhörer zu betrachten. Es war offenbar, man lauschte mit Spannung seinen Ausführungen. Nur der Schlosser zeigte sich teilnahmslos; er starrte zum Fenster hinaus und schien sich um die Unterhaltung der übrigen Reisenden nicht zu kümmern.

„Weiter, weiter!“ drängten die Zuhörer.

„Natürlich,“ fuhr Rothe fort, „stand jetzt der Zusammenhang im Augenblicke allen Anwesenden klar vor Augen. Man rief die Familie, die Polizei und einen Arzt herbei; letzterer vermochte indessen nur den Tod des Ermordeten festzustellen. Der angesehene Mann war durch einen Messerstich in den Nacken und mehrere Stiche in die Brust getötet worden. Offenbar hatte ihm der Mörder in dem Momente, wo er sich nach seinem Schreibtische herumdrehte, um ein Rezept zu schreiben, den Stich in das Genick versetzt. Dann stieß der Arzt — und nicht, wie man geglaubt hatte, der Patient — den Schrei aus, welchen die Anwesenden im Nebenzimmer vernahmen. Der Stoß war so kräftig gewesen, daß er sich nicht einmal zur Wehr setzen konnte; er war zusammengebrochen und zu Boden gestürzt, worauf ihm der Verbrecher die anderen Stiche versetzte. Selbstverständlich war es auf einen Raub abgesehen; der Arzt war ein reicher Mann und viele seiner Patienten legten nach Beendigung der Konsultation ein Goldstück auf den Tisch, das der Arzt in eine vor ihm stehende kleine Kassette zu werfen pflegte. Die Kassette war meist halb geöffnet, und man erblickte oftmals das Fach mit Goldstücken halb angefüllt. Wie man annahm, hatte der Bursche bei seinen vorhergehenden Besuchen diese Gewohnheit des Arztes beobachtet und so war das Verlangen, sich in Besitz des verlockenden Goldes zu setzen, in ihm erweckt worden.“

„Aber dachte denn niemand an die Verfolgung des Mörders?“ fragte Rumpf.

„Gewiß. Sofort liefen ihm einige Männer nach, auch ein paar der herbeigerufenen Polizisten versuchten, seiner habhaft zu werden, aber der Verbrecher hatte bereits einen zu weiten Vorsprung. Man gab daher bald genug dieses Verfahren auf und suchte vorerst die Persönlichkeit des Mörders festzustellen.



Graf Waldersee und Lihungtschang. Schneefiguren beim Wintersportfest in St. Andreasberg im Harz. (S. 91)

Nach einer Photographie von F. Petz in Duderstadt.

„Hatte er denn seinen Zweck erreicht?“ fragte der alte Handelsmann.

„Ja, das Geld aus der Kassette hat er geraubt; aber nicht einmal die Frau des Ermordeten, welche der Schrecken aufs Krankenbett warf, wußte, wie viel darin gewesen war.“

„Die arme Frau!“ ertönte es bedauernd im Kreise.

„Und die armen Kinder!“

„Wie alt sind diese? Schon erwachsen oder noch unmündig?“

„Der älteste Sohn ist etwa sechzehn Jahre alt,“ berichtete der Provisionsreisende. „Die arme Frau ist noch krank. So hat die Hand eines ruchlosen Buben in einem Augenblicke das reinste Familienglück vernichtet, einer liebenden Frau den Gatten, Kindern den Vater und vielleicht auch noch die Mutter geraubt.“

„Der Schurke! Hoffentlich wird er gefaßt!“

Der Erzähler nickte. „Ich sage Ihnen, die Aufregung, welche bei dem Bekanntwerden des Mordes die Bevölkerung ergriff, war großartig. Mitten im Herzen der Stadt, am hellen Tage, fast im Angesicht einer zahlreichen Gesellschaft von Personen fiel ein allgemein beliebter Arzt unter dem Stahle eines frechen, unreifen Buben um weniger erbärmlicher Goldstücke willen. Kein Wunder, daß die Polizei all ihren Scharfsinn, ihre ganze Macht aufbietet. Anfangs schien es, als solle man raschen Erfolg erzielen. Schon am Abende war es gelungen, die Persönlichkeit des Verbrechers festzustellen. Die Aussage eines der Patienten des Sanitätsrats führte zuerst auf die Spur. Er erinnerte sich, den blassen jungen Mann schon zweimal im Wartezimmer des Arztes gesehen zu haben, und zwar am Donnerstag und Sonnabend der vorhergehenden Woche. Nun schlug man die von dem Toten geführte Patientenliste nach, aus welcher sich ergab, daß nur ein gewisser Paul Klode der Mörder sein konnte. Die Frage war nur, ob er seinen richtigen Namen angegeben hatte. Wie sich bald ergab, hatte er das allerdings gethan — ein sicherer Beweis, daß der Plan zu der That erst in ihm entstand, als er sich dem Arzte bereits genannt hatte. Der beigefügten Aufzeichnung nach hatte ihn der Sanitätsrat an einer Brustwunde behandelt.“

„Der Vogel war natürlich ausgeflogen, als man zu ihm kam?“ fragte Rumpf.

Der Erzähler nickte und setzte seinen Bericht fort: „Jener Klode ist ein neunzehnjähriger Buchbindergeselle von lang aufgeschossener Gestalt und schwächlichem Aussehen, und wohnte mit seiner alten Mutter zusammen, einer braven, ehrenhaften, in dürftigen Umständen lebenden Frau. Unbeschreiblich war das Entsetzen der Mutter, als ein Polizeikommissar in ihrer Wohnung erschien, ihren Sohn zu verhaften, der natürlich längst über alle Berge war. Ihrer Auslassung und den Angaben der Nachbarn nach zählte Paul Klode bis vor etwa zwei Jahren zu den ordentlichen und soliden jungen Burschen. Dann geriet er in schlechte Gesellschaft und begann zu trinken. Das wurde sein Verderben. Er arbeitete fortan wenig, betrank sich, fiel der Mutter zur Last und zeigte sich frech und gewaltthätig. Auch die Brustwunde, wegen der er den Arzt aufsuchte, trug er bei einer Schlägerei davon, in welcher das Messer eine Rolle spielte.“

„Ja, das verwünschte Saufen!“ bemerkte Rumpf. „Wie viele hat es schon zu Grunde gerichtet! Aber wie hatte der Mensch, da er selbst verwundet war, die Kraft, noch den Arzt zu ermorden?“

„Seine Wunde war so gut wie geheilt; seiner Mutter teilte er bereits am Sonnabend mit, der Doktor habe ihn als geheilt entlassen. Trotzdem ging er, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen, noch einmal unter dem Vorwande hin, er empfinde noch heftige Schmerzen an der verletzten Stelle. Die Mutter gestand das alles weinend. Wo ihr Sohn sei, wußte sie nicht. Doch fanden sich bald mehrere Personen, die den Mörder im Laufe des Tages gesehen und gesprochen hatten. Aus allen Aeußerungen erhellte, daß er sofort nach vollbrachter That in der Richtung des Grunewalds entflohen sei. Am Dienstagabend wollte ihn ein Waldaufseher in der Nähe von Schildhorn gesehen haben. Vergeblich wurde jedoch eine große Razzia veranstaltet, und der Grunewald nach allen Richtungen durchforscht und abgesucht. Desgleichen blieben auch die nach anderer Richtung angestellten Nachforschungen erfolglos. Niemand hatte eine Ahnung, wohin sich der Flüchtling gewandt haben könne.“

„Das ist um so verwunderlicher,“ bemerkte der Gastwirt, „als er doch unmöglich in den letzten kalten Nächten im Freien genächtigt haben kann.“

„Warum nicht? Geschwitzt wird er natürlich nicht haben,“ meinte Rothe.

„Ein Rätsel jedenfalls, wie er es zuwege bringen konnte, sich den Händen der Polizei bis jetzt zu entziehen. Da es ihm während

der ersten Tage, wo der Eifer naturgemäß am größten ist, gelang, so steht zu fürchten, daß man seiner gar nicht habhaft wird. Vielleicht ist er als Schiffsarbeiter von Hamburg aus fortgekommen. Dort brauchen sie jetzt bei dem Streik sehr nötig Leute, und da schlüpft leicht so einer durch."

Diese Ansicht fand allgemein Zustimmung.

„Wohl möglich," bemerkte der Landwirt. „Aber so jung und schon so nichtswürdig! Es ist entsetzlich!"

Das Gespräch knüpfte nunmehr an letztere Aeußerung an; die Passagiere unterhielten sich über die Thatsache, daß die aufsehenerregenden Morde der letzten Zeit überwiegend von jugendlichen Personen begangen worden seien, und suchten dieselbe in den verschiedensten Ursachen.

Der Drechslermeister zog sich aus dem lebhaft diskutierenden Kreise zurück, um sich in Besitz eines Glases Bier und eines der beliebten Thüringer Würstchen zu setzen. Man war eben, fast ohne es während der allgemeinen Unterhaltung zu bemerken, in Kösen angelangt. Im Begriff, wieder in den Wagen zurückzuklettern, bot ihm ein Zeitungsverkäufer die neuesten Blätter an. Rumpf kaufte die neueste Nummer einer Berliner Zeitung.

Die Uhr zeigte ja kaum acht; was sollte er in der langen Zeit anfangen?

So nahm er seinen Stand am Fenster neben dem jungen Schlosser und las, wobei er von Zeit zu Zeit eine von diesem nur lakonisch gewürdigte Bemerkung an seinen Nachbarn richtete. Die politischen Ereignisse boten wenig Interessantes, er ging daher bald zum Lokalen über. Gleich an der Spitze des betreffenden Teils fiel sein Blick auf ein Bild.

„Der Mörder Klode", stand mit großen fetten Buchstaben darüber, und darunter befand sich der Steckbrief des Verfolgten.

3.

Das Bild zeigte ein jugendliches Antlitz mit einem schwach entwickelten, dünnen Schnurrbärtchen. Rumpf überflog den Steckbrief: „Paul Hermann Klode, neunzehn Jahre alt, Buchbindergeselle, gebürtig aus Rixdorf bei Berlin. Gesicht länglich, Augen blaßblau, Haare blond und lang, kurzer blonder Schnurrbart; Figur lang und schmal, Größe 1,74 Meter; Beine dünn. Besondere Kennzeichen: Narbe auf der linken Brust dicht unterhalb des Schlüsselbeins, von einem mehrere Wochen vorher empfangenen Messerstich herrührend. Klode ist links. Bei seinem Verschwinden war derselbe mit einer abgeschabten schwarzen Stoffhose, hellgrauen Weste und einem Rock mit Schößen von gleicher Farbe bekleidet. Schwarzer abgetragener Filzhut mit zerfranster Krempe.

„Sonderbar," dachte Rumpf, als sein Auge sinnend auf dem schlecht ausgeführten Bilde haften blieb, „wenn es nicht eine vollständige Unmöglichkeit wäre, so würde ich behaupten, ich hätte den Menschen schon einmal gesehen. Die Züge sind doch nicht so gewöhnlich, und doch kommen sie mir bekannt vor. Wann ist mir nur ein ähnliches Gesicht begegnet? Es kann noch gar nicht lange her sein."

Er überlegte einige Zeit, dann nahm er, die Zeitung in die Brusttasche schiebend, sein Frühstück vor. Seine Frau hatte für Zehrung unterwegs Sorge getragen und er seinen Vorrat noch durch das Würstchen nebst zugehöriger Semmel vermehrt; so besann er sich nicht lange, sondern reichte seinem Nachbarn ein großes Stück Butterbrot mit der Weisung, sich nicht nötigen zu lassen.

„Sie haben Hunger — in Ihrem Alter hat man immer Hunger —, und ich habe mehr als genug," sagte er.

„Ich danke," entgegnete der Bursche kurz.

„Nehmen Sie nur, ich habe als Handwerksbursche mich auch nicht besonnen."

Der Schlosser schien in der That Hunger zu empfinden; nach kurzem Zögern nahm er die Gabe mit flüchtigem „Danke, Herr!" entgegen.

Rumpf schaute ihm zu, wie er aß. Es schien ihm zu schmecken. Der Drechslermeister freute sich darüber. Plötzlich aber zuckte er zusammen, ein rascher, erschrockener Blick streifte den kauenden Burschen an seiner Seite.

Nach Art mancher Leute aus dem Volke zerteilte der Fremde mit seinem Taschenmesser das Brot in einzelne Schnitte, die er dann dem Munde zuführte. Daran war nichts Außergewöhnliches, was jedoch die Aufmerksamkeit des Stockfabrikanten erregte, war der Umstand, daß der Bursche das Messer mit der linken Hand führte.

Indem er diese Beobachtung anstellte, drängte sich eine weitere dem biederen Handwerker auf: er wußte jetzt, wo er die in dem Porträt des Mörders wiedergegebenen Züge schon gesehen hatte! Sein junger Nachbar war es, an den sie ihn erinnerten.

Im ersten Augenblick wollte er vorstürzen und seine Mitpassagiere auf die entdeckte Aehnlichkeit aufmerksam machen. Im nächsten Augenblick besann er sich eines Besseren.

Stand er nicht im Begriffe, einen recht thörichten Streich zu begehen? Waren nicht bereits mehrere Unschuldige infolge einer verhängnisvollen Aehnlichkeit mit dem Verbrecher dem Gefängnis zugeführt worden? Und wenn er es sich recht überlegte, war in seinem Falle nicht einmal eine vollkommene Uebereinstimmung vorhanden. Der Mörder trug einen Bart, der Fremde nicht. Der Mörder besaß langes, der Fremde kurzes Haar. Auch die Kleidung entsprach nicht der Beschreibung, denn der Anzug des Schlossers neben ihm bestand aus einer dünnen dunkelgrauen Hose und einem fadenscheinigen, bis an den Hals zugeknöpften braunen Jackett. Die struppigen Haare bedeckte ein alter Filzhut von schmutzigem Braun, von einer häufig getragenen Art und Farbe, den er zu tief in den Nacken gedrückt hatte, als daß der Beobachter mehr als einige spärliche Anhängsel seines Haares hätte unterscheiden können.

Doch erinnerte sich Rumpf genau, daß der Bursche am Morgen das Haupt unbedeckt getragen und ihm gleich zuerst die zerwühlte Frisur und die wasserfarbenen Augen aufgefallen waren.

Je mehr er sich die Sache überlegte, je mißtrauischer wurde er. Die Aehnlichkeit war gewiß keine Täuschung. Den Bart konnte man sich abnehmen, das Haar schneiden lassen. Auch ist es ja, wenn man Geld in der Tasche hat, nicht schwer, sich einen anderen Anzug und Hut zu verschaffen. Alle diese Unterscheidungsmerkmale besagten also gar nichts, wogegen in der nicht allzu häufigen Eigentümlichkeit des Gebrauchs der linken Hand ein immerhin bemerkenswerter Umstand hervortrat.

Traf übrigens nicht auch die Farbe der Haare und der Augen sowie die Schilderung der Gestalt zu? Dazu das seltsame Wesen des jungen Menschen, sein scheues Verhalten, das so gar nicht mit der sonstigen Mitteilsamkeit und Herzensfreudigkeit der Jugend übereinstimmte, seine Aufregung vorhin, die Rumpf für Frost gehalten hatte!

Rumpf verglich vorsichtig, um nicht die Aufmerksamkeit des anderen wachzurufen, nochmals Bild und Signalement mit dem Aeußeren des angeblichen Schlossers. Er bedeckte Kinn, Mund und Bart auf dem Bilde mit der Hand und wiederholte in der Vorstellung dasselbe Manöver bei seinem Nachbar, um den Grad der Aehnlichkeit nach Hinwegfall des unterscheidenden Schnurrbartes zu ermitteln.

Der Versuch bestärkte ihn in seiner Vermutung. Was sollte er thun? Ihr Ausdruck verleihen? Wenn er sich nun doch betrog? Nein, da war es schon besser, seinen Verdacht einem der an den Bahnhöfen stationierten Polizeibeamten oder im Notfalle einem Stationsvorsteher zu entdecken, damit derselbe mit möglichst wenig Aufsehen auf seine Begründetoder Nichtbegründetheit hin untersucht werde.

Beinahe im selben Moment, wo er diesen Entschluß gefaßt hatte, verwarf er ihn wieder, weil es gegen sein Gefühl ging, einen möglicherweise Schuldlosen in schwere Ungelegenheiten zu bringen. Er mußte sich erst, wenn irgend möglich, Gewißheit verschaffen. Der junge Mann hatte Erfurt als sein Reiseziel angegeben; bis dahin brauchte der Zug noch etwa anderthalb Stunden; das war Zeit genug, wenn er es schlau anfing. Nur durften seine Mitreisenden nichts von seinem Vorhaben wissen. Wie gut, daß er ihnen nicht, wie er zuerst beabsichtigt, das Bildnis des Mörders gezeigt hatte! Wer weiß, ob sie dann nicht oder einer von ihnen auf den gleichen Verdacht verfallen wären oder doch das Mißtrauen des Verdächtigen durch unüberlegte Redensarten vorzeitig geweckt hätten! Nein, er mußte sich volle Gewißheit verschaffen! Dann war es Zeit,

Illustrierte Rundschau.

Illustrierte Rundschau.

Seit der energischen Aufnahme der Offensive durch die Buren und den für die Engländer nachteiligen Gefechten im Westen von Pretoria begann man in Johannesburg einen Ueberfall der Goldminen zu befürchten. Trotz verstärkter Schutzwachen gelang es den Buren auch in der That, zunächst in den Johannesburger Elektrizitätswerken (Rand Central Electric Works) beträchtliche Zerstörungen anzurichten. Da diese Werke mehreren Minen, darunter auch der **Robinson-Mine bei Johannesburg,** die elektrische Kraft zur Betreibung ihrer Maschinen liefern, so leuchtet ein, daß die Angreifer diesen Minen die Möglichkeit abschneiden wollten, ihren Betrieb in naher Zukunft wieder aufzunehmen. Außerdem gelang den Buren der Ueberfall der Mine bei Kleinfontein, wo sie die Maschinen betriebsunfähig machten. — **In St. Andreasberg im Harz** veranstaltet der Oberharzer Skiklub alljährlich von nah und fern stark besuchte **Wintersportfeste.** Altherkömmlich sind in Andreasberg kunstvolle Schneebauten, und so gab es für die dort eingetroffenen Fremden auch diesmal solche zu bewundern. Allgemeine Heiterkeit erregten **Graf Waldersee und Lihungtschang** als **Schneefiguren;** ferner sah man Jagdscenen, stramme Grenadiere als Doppelposten vor Schilderhäusern stehen, Häuser und Hütten, Kobolde und Riesen und eine wirklich kunstvoll modellierte Sphinx. — Der Prachtbau des **neuen Orleans-Bahnhofes zu Paris** erhebt sich am Quai d'Orsay unmittelbar am Seineufer. Ihn hat die Orleansbahn errichtet, deren Linie bisher an der alten Hauptstation, weit draußen an der Austerlitzbrücke, endete. Die von dort zum Quai d'Orsay unterirdisch führende Bahnstrecke liegt mit ihrem Schienengeleise sechs Meter unter der Straßenoberfläche, und dem entsprechend besteht der neue Bahnhof aus zwei Stockwerken; unten münden die Geleise, hier steigt man ein und aus; oben — wohin Treppen und Fahrstühle führen — ist die Eintritts- und Ausgangshalle nebst Restauration, Fahrkartenschaltern und Gepäckabfertigung. Von der früheren Hauptstation bis hierher und umgekehrt wird alles elektrisch befördert. Eine bemerkenswerte Neuerung ist der sogenannte **„rollende Teppich"** für selbstthätige **Gepäckbeförderung.** Ein Zug läuft ein, die Gepäckwagen werden ausgeladen, und sofort sieht man in langer Reihe Koffer, Körbe und Kolli sich wie durch Zauberkraft auf einer schiefen Ebene in die obere Halle hinaufbewegen. Oben angelangt werden die Gepäckmassen auf riesenlange Tische verteilt, die sofort gleichfalls zu rollen anfangen. Die Beförderung erfolgt so rasch, daß die oben angelangten Reisenden dort auch bereits ihr Gepäck in Empfang

nehmen können. Der „rollende Teppich“ besteht aus sehr starkem Stoff ohne Ende, der auf der schiefen Ebene über eine untere und eine obere Rolle läuft, von denen die obere durch einen elektrischen Motor angetrieben wird. Auf der horizontalen Strecke erfolgt die Weiterbeförderung in ähnlicher Weise.

Wie Prinzessin Atjeh heiratete.

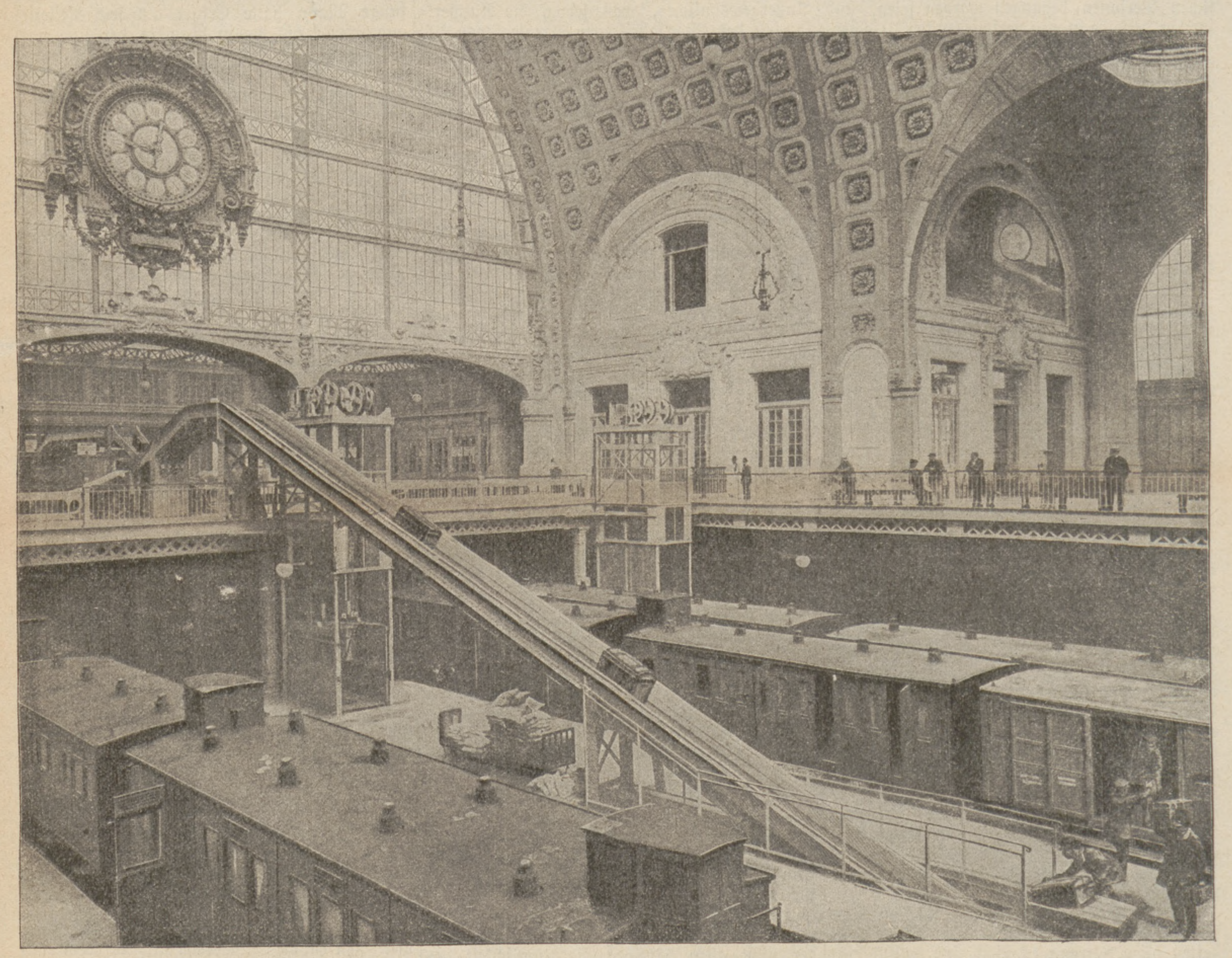
Erzählung vom türkischen Hofe.

Von **Vinko Vorič.**

(Nachdruck verboten.)

Freitag in Konstantinopel! Nach den „süßen Wassern“ ziehen an diesem Ruhe- und Feiertage der mohammedanischen Welt die türkischen Frauen Konstantinopels hinaus, um in der herrlichen Landschaft, in dem quellenreichen, lieblichen Thale den Ausblick auf die Riesenstadt, die köstliche Luft, den Sonnenschein zu genießen. Es ist althergebrachte Sitte, daß die türkischen Frauen aller Stände den Freitagnachmittag an den „süßen Wassern“ verbringen. Schon vor hundert Jahren war dies so, wie der Gebrauch auch heute noch gehandhabt wird, und so war es auch im Jahre 1869, in welchem unsere wahre kleine Geschichte sich abspielte.

An einem Freitag im Frühling des genannten Jahres wimmelte es in der Hauptstraße des Stadtteils Pera, durch den man den Weg zu den „süßen Wassern“ nehmen muß, von Fußgängern und Arabas, den sonderbar geformten türkischen Wagen, aber auch von europäischen Equipagen. Seit acht Jahren saß auf dem Throne der Kalifen Abdul Asis, der im Jahre 1861 seinem Bruder in der Regierung gefolgt war. Abdul Asis war ein Sultan, der sich für abendländische Reformen sehr interessierte und selbst nach europäischem Brauche seinen Haushalt eingerichtet hatte. Er hatte auch nur eine einzige Gemahlin an Stelle der vier Gattinnen, die der Koran gestattet, und



Gepäckbeförderung vermittelst des „rollenden Teppichs“ im neuen Orleans-Bahnhof zu Paris. (S. 91)

von den Kindern, die seine Gattin ihm geschenkt hatte, war sein Liebling die damals siebzehnjährige Atjeh, trotz ihrer Jugend eine vollerblühte Schönheit. Sie war im Harem in der Abgeschlossenheit aufgewachsen und als Lieblingstochter des Sultans gewaltig verzogen und gewöhnt, daß jede ihrer Launen erfüllt werde. Ihr Vater hatte sie nicht mit fünf oder sechs Jahren an irgend einen seiner Günstlinge verheiratet, wie dies sonst mit den Prinzessinnen geschieht, denn Abdul Asis hatte über die Verheiratung seiner Töchter abendländische Ansichten.

Als Atjeh an jenem Nachmittage mit einigen Dienerinnen in ihrer Araba durch die Hauptstraße von Pera fuhr, um nach den „süßen Wassern“ zu gelangen, war sie so übermütig, wie man dies eben nur mit siebzehn Jahren sein kann.

Unter den Promenierenden in der Hauptstraße von Pera befand sich auch der Kadett Münir, der in der benachbarten Kriegsschule von Pankaldi erzogen wurde. Er war etwa neunzehn Jahre alt und ein recht hübscher Bursche, groß und kräftig; seine Oberlippe zierte ein kleines schwarzes Schnurrbärtchen, das dem jugendlichen Gesichte einen männlichen Anstrich gab, und er sah in der krapproten Pluderhose, den hohen Stiefeln, dem goldgestickten blauen Waffenrock, mit dem Schleppsäbel und dem Fes recht stattlich aus. Jn Münir steckte echtes Soldatenblut. Sein Vater war Subalternoffizier gewesen und als solcher auf dem Schlachtfelde geblieben. Um seine Verdienste noch nach dem Tode zu belohnen, wurde sein Sohn auf Staatskosten in der Kriegsschule zu Pankaldi erzogen.

Münir musterte die Insassinnen der vorüberfahrenden Arabas und Landauer, und mancher warme Blick aus unter dem Schleier hervorfunkelnden Frauenaugen begegnete den seinen.

Plötzlich traf Münir eine Rose in das Gesicht.

Er sah sich um, woher die Blume komme, und sah hinter dem golddurchwirkten Vorhang einer prächtigen Araba soeben eine weiße Hand verschwinden. Münir hob die zu Boden gefallene Blume auf und drückte sie huldigend an seine Lippen.

Der Vorhang der Araba öffnete sich nochmals

Humoristisches.

Auszug aus Schmorers illustrierten Koch- und Küchenregeln.

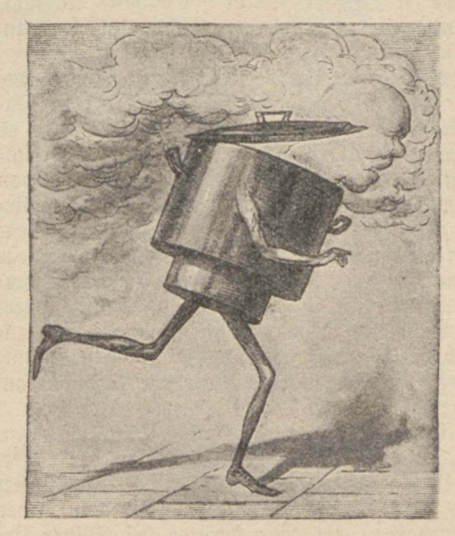
Von A. v. Fischern.



Thee muß ziehen.



Kaffee soll sich setzen.



Kochwasser muß springen.



Champagner knallen.



Petersilie und Suppenkräuter müssen fein gewiegt werden.



Bei einer Sauce müssen alle Teile gut verbunden sein.



Knödel und Nockerln sollen im Wasser tanzen.



Bier und Wein müssen an kühlem Orte lagern.



Salat und Rüben wollen gehörig geputzt sein.

auf eine Sekunde, und eine weiße kleine Hand winkte dem Kadetten zu, zwei dunkle, große Augen blickten halb schelmisch, halb erstaunt auf den hübschen jungen Mann.

Dann fiel der Vorhang der Araba wieder zu, und die Blumenwerferin war verschwunden. —

Drei Tage nach diesem Abenteuer mit der geheimnisvollen Schönen wurde Münir zum Kommandanten der Kriegsschule berufen. Münir befand sich in der obersten Klasse der Anstalt, der letzten, die er durchzumachen hatte, bevor er Offizier wurde. Er hatte Aussicht, in ungefähr einem halben Jahre Unterleutnant zu werden.

Ein Kadett hat immer irgend etwas auf dem Kerbholz, schwebt immer unter dem Damoklesschwert einer Disziplinarstrafe, sei es auch nur, weil sein Anzug nicht ganz vorschriftsmäßig war, als er in der Hauptstraße von Pera promenierte, daß er zu lange ausgeblieben ist, oder wegen ähnlicher kleiner Vergehen. Der Kommandant der Kriegsschule war sehr streng, und so trat Münir mit etwas beklommenem Herzen zu ihm in das Dienstzimmer.

Der alte Offizier sah Münir mit so sonderbaren Augen an, daß dem jungen Manne ganz unheimlich wurde, zumal der Kommandant beharrlich schwieg.

Endlich brach er das fürchterliche Schweigen.

„Sie sind zum Hauptmann in der kaiserlichen Garde ernannt! Der Herr Kriegsminister hat Ihre Ernennung angeordnet. Sie haben sich morgen im Ministerium bei Seiner Excellenz persönlich zu melden und werden dort Ausrüstung und Pferd erhalten!"

Wie Münir aus dem Zimmer des Kommandanten herauskam, wußte er selbst nicht.

Er war Hauptmann! Mit neunzehn Jahren hatte er mit Ueberspringung der Chargen des Unter- und Oberleutnants den Hauptmannsrang erreicht! Daß dem armen Jungen schwindelte, wenn er an sein Glück dachte, ist selbstverständlich; ebenso, daß er sich vergeblich den Kopf darüber zerbrach, wer seine mächtigen Gönner seien. Münir konnte sich ganz und gar nicht erinnern, irgend einen hohen Gönner zu haben. Er besaß nicht einmal einflußreiche Bekannte in Konstantinopel. Einen einzigen Verwandten hatte er, den Bruder seiner Mutter, Namens Jussuf, der als Unterleutnant in der Palastwache diente und mindestens sechzig Jahre alt war. Dem verdankte er seine überraschende Beförderung sicher nicht. Wenn Jussuf solche Macht gehabt hätte, dann hätte er sie gewiß dazu benutzt, um sich selbst zum Hauptmann zu befördern, schon um sein unglaublich dürftiges und armseliges Einkommen zu verbessern.

Inschallah! Wie Gott will!

Am nächsten Morgen meldete sich Münir bei dem Kriegsminister. Der alte Herr, der Vertraute und Günstling des Sultans, dem der Beherrscher der Türkei die Reorganisation der Armee nach europäischem Muster übertragen hatte, war außerordentlich liebenswürdig gegen den jungen Mann.

„Allah segne dich, mein Sohn!" sagte er. „Hier hast du dein Patent als Major. Hier ist eine Anweisung auf den kaiserlichen Schatz, deren Betrag du erheben kannst. Du sollst im ersten Regiment der Gardeinfanterie Dienst thun. Gehe mit Gott, Major, und thu deine Pflicht! Zeige dich des Vertrauens würdig, das man dir erweist. Maschallah!"

So wurde Münir vierundzwanzig Stunden nach seiner Ernennung zum Hauptmann Major.

Er erhob bei der Verwaltung des kaiserlichen Schatzes eine für seine Verhältnisse kolossale Summe, die für ihn angewiesen war, und besaß in diesem Augenblick wohl mehr bares Geld, als alle seine Vorgesetzten, denn schon damals litt die Türkei an dem traurigsten Geldmangel, und die Gehälter der Offiziere und Beamten wurden viele Monate hindurch nicht ausgezahlt. Gab es aber einmal eine Sold- oder Gehaltszahlung, so bestand diese immer nur in einer Abschlagssumme, die dem betreffenden Offizier oder Beamten wenig helfen konnte.

Münir machte aber auch nach Ablauf des nächsten Monats die Erfahrung, daß er für seine Person nicht unter der Geldnot des Staates leiden sollte, denn er erhielt wieder eine direkte Anweisung auf den kaiserlichen Schatz, und zwar diesmal auf das Gehalt eines Obersten.

Wie war das nur möglich?

— — — — — — — — — — —

Prinzessin Atjeh hatte sich in dem Augenblicke, in dem sie den Kadetten Münir sah, in denselben sterblich verliebt. Daß Münir die Rose an seine Lippen gedrückt hatte, versetzte sie in Entzücken. Sie gab sofort einem der Eunuchen, der an der Seite der Araba ritt, den Auftrag, sich nach dem Namen des Kadetten zu erkundigen. Der Eunuch folgte Münir unbemerkt bis zur Kriegsschule und konnte natürlich hier leicht den Namen des Gesuchten erfahren. Als die Prinzessin von dem Ausflug nach den „süßen Wassern" zurückkehrte, erfuhr sie ihn sofort.

Am Abend war sie mit ihrem Vater zusammen, und da sie gewohnt war, diesem alle Launen und Wünsche vorzutragen, erzählte sie ihm ohne Scheu, daß sie sich in den Kadetten Münir verliebt habe und ihn zu heiraten wünsche. Ihre Leidenschaft für den jungen Mann war in der That eine sehr tiefe, ihre Neigung eine aufrichtige. Sultan Asis begriff wohl, daß es sich hier um eine wirkliche Herzenssache bei seiner Tochter handle, und bewilligte ohne weiteres ihre Bitte. So ergoß sich über den Kadetten Münir, ohne daß dieser ahnte weshalb, das Füllhorn der kaiserlichen Gnade.

Atjeh verfolgte mit Freuden die Fortschritte, die der Geliebte machte; sie wußte es so einzurichten, daß sie ihn, ohne daß er auch nur das geringste merkte, täglich aus der Entfernung sah, und täglich kam der junge stattliche Offizier der verliebten Prinzessin liebenswerter vor.

Prinzessin Atjeh wollte aber nicht nur lieben, sondern auch geliebt sein, und nichts hätte sie mehr beglückt, als das Geständnis der Liebe aus Münirs Munde zu hören. In den französischen Romanen, die sie las, hatte sie Beschreibungen solcher Geständnisse gelesen und sie wunderschön gefunden. Aber auch Atjeh mußte sich der Landessitte fügen, und selbst der zärtliche, allen europäischen Reformen günstige kaiserliche Vater hätte es nicht dulden können, daß Atjeh irgend einen Schritt thue, der gegen die herrschenden Sitten und die Vorschriften der Religion war. Die Braut darf sich aber nach den Vorschriften des Korans dem Bräutigam vor der vollzogenen Trauung nicht unverschleiert zeigen, sie darf nicht einmal mit ihm sprechen, und das Zeremoniell für die Verheiratung kaiserlicher Prinzessinnen in der Türkei schreibt es ausdrücklich vor, daß die Ehe nur durch Vertretung geschlossen wird. Also selbst während der Trauungsfeierlichkeit ist die Prinzessin nicht anwesend, sondern eine Vertreterin wird durch den türkischen Geistlichen dem Bräutigam angetraut, und dieser kommt erst nach der Trauung zum erstenmal mit der Gattin zusammen.

Wahre Liebe ist ängstlich, besorgt und mißtrauisch. Atjeh zitterte bei dem Gedanken, Münir könne vielleicht eine andere lieben, oder er würde an ihr vielleicht niemals Gefallen finden.

Wer ihr doch Gewißheit hätte geben können!

— — — — — — — — — — —

Münir war inzwischen auf großherrlichen Befehl „Ferik", das heißt Generalleutnant mit dem Titel Excellenz, geworden; nur noch ein Schritt war bis zum Pascha, dann hatte Münir den höchsten Rang erreicht, der in der Türkei vom Großherrn verliehen wird. Dann stand er fast im Range eines kaiserlichen Prinzen und war auch würdig, der Gatte einer Prinzessin zu werden.

Der alte Onkel Jussuf fand sich eines Tages bei Münir ein, um ihm zu seiner Ernennung zum Ferik zu gratulieren.

Nachdem der alte Leutnant viel geraucht und viel Kaffee getrunken hatte, begann er zu reden: „Bald wirst du Pascha sein. Gedenke dann deines alten Onkels. Du hast das Recht, Offiziere zu ernennen, wenn du Pascha bist. Ernenne mich zum Hauptmann und sorge dafür, daß mir mein rückständiger Sold ausgezahlt wird; dann bin ich zufrieden, und nie will ich dich mit einer Bitte wieder belästigen. Allah wird dich segnen, wenn du im Glücke deines armen alten Verwandten gedenkst."

„Ich verspreche dir, deine Wünsche sofort zu erfüllen, wenn ich Pascha geworden bin. Ich glaube selbst, die Ernennung läßt nicht mehr lange auf sich warten. Dann erhalte ich aber auch hoffentlich endlich Aufklärung über die Ursachen meines schnellen Avancements."

„Füge dich in Geduld, mein Sohn. Was das Schicksal uns bestimmt hat, kommt, ob wir es herbeisehnen oder nicht. Wünschen und Sehnen befördern das, was kommen soll, niemals. Die Sehnsucht nach kommenden Dingen, die aufregende Erwartung sind vom Teufel, und man soll ihnen nicht nachhängen."

„Man möchte doch aber gern wissen, was das alles bedeutet?" entgegnete Münir. „Ich glaube, es steckt eine hohe Dame dahinter. Vorgestern ist in meiner Abwesenheit eine verschleierte Frau hier gewesen und hat meinem Diener einen Brief für mich hinterlassen. Dieser Brief enthielt nur die Worte: Glücklicher, zeige dich würdig der Liebe der schönsten Fürstin!"

„Ei, ei!" sagte Jussuf. „Das ist allerdings wichtig. Sollst du vielleicht eine Prinzessin heiraten?"

„Eine Prinzessin?" fragte erstaunt Münir.

„Wer sollte sonst so mächtige Protektion dir gewähren können? Aber es ist eine sonderbare Sache, wenn ein geringer Sterblicher eine Prinzessin heiratet. Alle sonstigen Verhältnisse werden dabei auf den Kopf gestellt. Die Frau soll nach dem Gebote des Propheten die Dienerin des Mannes sein, und der Mann der Herr; heiratest du aber eine Prinzessin, so wird das Verhältnis gerade umgekehrt; der Mann ist der Diener, der gehorchen muß, und die Frau hat zu befehlen. Wehe, wenn der Mann, der eine Prinzessin zur Frau hat, nicht jede ihrer Launen erfüllt! Beständig droht ihm die kaiserliche Ungnade. Schon die Art und Weise, wie die Ehe vollzogen wird, zeigt, wie der Gatte zum Sklaven wird. Ibrahim, der Oberste der Eunuchen, hat mir gestern nachmittag, als wir zusammen beim Kaffee saßen und rauchten, eine Beschreibung dieser Eheschließung gegeben. Ich habe aufmerksam zugehört und will dir alles wieder erzählen, wenn es dir genehm ist."

„Ich werde dir dankbar sein, wenn du mir Näheres mitteilst."

„Es ist leider nicht viel Gutes. Die Trauung erfolgt durch Stellvertretung: eine der Sklavinnen der Prinzessin wird in ihrer Vertretung dem Bräutigam angetraut. Dann wird der Bräutigam in das Brautgemach geführt und findet hier auf einem Thronsessel sitzend die unverschleierte Gattin. Er hat in demütiger Haltung an der Thür stehen zu bleiben und zu warten, bis ihn seine Frau anredet. Gewöhnlich geschieht dies aber in folgender Weise.

Die Prinzessin herrscht den Unglücklichen an: „Erbärmlicher Sklave, wie kannst du es wagen, das Gemach einer Sultanin ohne ihre Erlaubnis zu betreten? Hinaus!" Der Gatte muß dann sofort das Gemach verlassen, und erst vierundzwanzig Stunden später, nach vorheriger Anmeldung, darf er es wieder betreten. Wieder hat er an der Thür stehen zu bleiben und nun wird er gefragt: „Wie kannst du es wagen, deine Augen bis zu einer Prinzessin zu erheben, du erbärmlicher Knecht, unwürdiger und verworfener Sklave?" Darauf hat sich der Gatte mit dem Befehl des Sultans zu entschuldigen, auf den hin er es gewagt habe, die hohe Dame zu heiraten; er hat ferner in begeisterten Worten die Schönheit, die bezaubernde Anmut, den Liebreiz, die Güte seiner Gattin zu preisen. Das hilft ihm jedoch alles nichts, die Prinzessin jagt ihn wieder hinaus. Wehe, wenn er es wagen sollte, ihren Befehlen nicht zu gehorchen oder sich gar zu widersetzen! Auch am dritten Tage geht es dem Gatten nicht besser; er wird von seiner Frau nochmals hinausgejagt. Damit ist eigentlich der Sitte Genüge gethan; aber es giebt Prinzessinnen, die ihren Gatten wochenlang hinausjagen und schlecht behandeln. Der Sultan sendet daher, dem Gebrauche gemäß, am dritten Tage dem Gatten der Prinzessin einen Stock. Damit soll der Gatte die Prinzessin schlagen, wenn sie sich länger weigert, die Ehe anzuerkennen."

„Was aber wohl keinem zu raten wäre," bemerkte Münir lächelnd.

„In der That wird es wohl niemand wagen, davon Gebrauch zu machen, trotzdem der Stock vom Sultan kommt. Kurz und gut: es hängt von der Laune der Prinzessin ab, wie lange sie sich weigern will, die Ehe anzuerkennen. Gefällt ihr dieses endlich, so klatscht sie nach dem Empfang des Gatten in die Hände und läßt ein Glas Wasser bringen. Von diesem nippt sie und läßt den Rest den Gatten trinken. Dann wird eine gebratene Taube gebracht, und diese verzehrt die Prinzessin mit dem Gatten, der demütig vor ihr steht. Wenn sie ihm ein Stück dieser Taube in den Mund steckt, so ist dies das Zeichen, daß sie die Ehe anerkennt. Die Verheiratung ist erst in diesem Augenblick wirklich vollzogen. Du siehst, es ist nicht leicht, der Gatte einer Prinzessin zu werden. Noch schwerer ist es aber, auf die Dauer Gatte zu bleiben. Jede Laune der Herrin muß sich der Gatte gefallen lassen, er muß selbst dulden, wenn sie ihn schlägt und mißhandelt, und trotzdem schwebt er immerfort in der Gefahr, sich die Ungnade des Kalifen zuzuziehen, wenn sich die Prinzessin nur im mindesten über ihn beklagt. Nun urteile, was es heißt, Gemahl einer kaiserlichen Prinzessin zu sein."

— — — — — — — — — —

Ein elegantes Coupé, mit einem Pferde bespannt und von einem Kutscher in europäischem schwarzen Anzuge ohne alle Abzeichen gelenkt, hielt vor der Thür des Generalleutnants Münir.

Dem Coupé entstiegen zwei tiefverschleierte Damen in türkischer Kleidung. Die weiten weißen Mäntel, die Jaschmaks, verhüllten ihre Gestalt vollständig, so daß man nur die roten Saffianstiefelchen sehen konnte. Die Gesichter der beiden Frauen, deren Aeußeres auf Vornehmheit und Reichtum schließen ließ, waren besonders dicht verschleiert.

Dem Ferik Münir wurde gemeldet, daß eine Hanum (Frau) ihn in wichtigen, persönlichen Angelegenheiten zu sprechen wünsche.

Die beiden Frauen wurden in den Raum geführt, in dem die Gäste empfangen wurden, und nahmen hier auf dem Diwan Platz. Dann trat Münir in das Gemach, verbeugte sich und blieb einer Anrede gewärtig stehen.

„Ich bin eine der Dienerinnen aus dem Harem des kaiserlichen Herrn und in unmittelbarer Umgebung einer Prinzessin," begann die eine der Besucherinnen. „Dies ist meine jüngere Gefährtin im Dienst, eine Vertraute der Prinzessin, in deren Interesse ich hier bin. Sie soll Zeugin unserer Unterredung sein."

Münir verbeugte sich wieder und schwieg. Er blickte zu Boden, denn es ist unpassend, selbst eine verschleierte Frau forschend anzusehen. So lehrt der Koran.

„Viel Glück ist dir zu teil geworden, Münir!" fuhr die Dienerin fort. „In einigen Wochen bist du vom Kadetten bis zum Ferik emporgestiegen. Weißt du, wem du diese Gunst verdankst?"

„Der Gnade des Kalifen!"

„Gewiß, der Gnade des Kalifen, aber es hat noch jemand für dich bei ihm gesprochen, eine Frau."

Münir verbeugte sich schweigend.

„Diese Frau," fuhr die Dienerin fort, „ist schön wie der junge Tag. Sie ist siebzehn Jahre alt und eine Prinzessin. Ihr Haar ist schwarz wie die Nacht, ihre Augen sind blau und glänzend wie das vom Mond erleuchtete Himmelsgewölbe, ihre Gestalt ist schlank und zierlich, so wie die Gestalt meiner Begleiterin."

Die Begleiterin stand auf, und als Münir ihre mittelgroße Gestalt flüchtig mit einem Blicke prüfte, glaubte er ein leises Kichern unter dem dichten Schleier zu hören.

Die Begleiterin setzte sich wieder nieder, und die andere Besucherin erging sich in genauen Schilderungen der Schönheit der Dame, in deren Interesse sie anwesend war.

„All diese Schönheit," so schloß sie, „besitzt Atjeh, die Tochter des Kalifen, und diese begehrt Euch zum Gemahl."

Die Dienerin machte absichtlich eine Pause, um sich an dem Erstaunen Münirs zu weiden; dieser aber schwieg nach wie vor und sah zu Boden.

„Wollt Ihr der Gemahl der Prinzessin werden?"

„Ich bin stets bereit, die Befehle des Kalifen auszuführen!"

„Aber die Prinzessin will nicht nur auf Befehl geheiratet sein, sie will auch geliebt sein von ihrem Gemahl."

Münir sah auf und erklärte fest: „Ich habe noch nie ein Weib geliebt und werde nie ein anderes Weib lieben, als das, dem ich so viel Glück verdanke."

Die Begleiterin erhob sich plötzlich und stand dicht neben Münir. Zwei weiche, kleine, duftende Hände legten sich auf Münirs Lippen; dann faßten diese Händchen seine Hand und drückten in seine Rechte einen Ring.

„Ich liebe dich!" klang es leise unter dem Schleier hervor, dann verließ die Verschleierte fast fluchtartig das Gemach, und mit ängstlicher Hast folgte ihr die Dienerin.

Münir stand noch immer wie verzaubert; noch umgab ihn berauschend der Wohlgeruch, der von den Kleidern der Frau ausging, die ihm von Liebe gesprochen.

Von draußen hörte man das Abfahren des Wagens. Münir betrachtete den Gegenstand in seiner Rechten: es war ein kostbarer Brillantring.

* * *

Drei Tage später war Münir Pascha.

Sein erstes war, den alten Onkel Jussuf zum Hauptmann zu ernennen und ihm die Auszahlung seines rückständigen Soldes zu erwirken. Jussuf erhielt so viel Geld, wie er noch nie vorher auf einmal besessen, und war ganz närrisch vor Freude, als er dem neunzehnjährigen Pascha seinen Dankesbesuch machte.

Münir aber war während dieses Besuches in großer Aufregung, denn er war für den nächsten Tag zur Audienz bei Sultan Abdul Asis befohlen.

— — — — — — — — — —

Wieder drei Tage später war die Trauung vorüber. Münir war von dem türkischen Imam der Prinzessin Atjeh, die dem Herkommen gemäß bei dem Akt von einer Dienerin vertreten wurde, angetraut.

Die verschleierten Dienerinnen und die Eunuchen nahmen den jungen Ehegatten in Empfang und geleiteten ihn nach dem Gemach, in welchem er zum erstenmal die Gattin unverschleiert sehen sollte.

Zitternd vor Erregung trat Münir in dieses Gemach.

Atjeh saß nicht auf dem Thronsessel, sondern stand an den Stufen desselben. Bezaubernder Liebreiz lag über ihrer schönen, jugendfrischen Gestalt. Als Münir in ihr herrliches, von Röte übergossenes Gesicht blickte, wallte es heiß in ihm auf.

Atjeh hob die Augenlider und sah Münir mit einem liebeglühenden Blicke an.

„Atjeh!" rief Münir und öffnete seine Arme.

Mit einem Jubelruf warf sich Atjeh an Münirs Brust.

Vergessen, siegreich durchbrochen waren alle Vorschriften der Etikette. — —

Die Ehe Münirs und Atjehs ist die denkbar glücklichste geworden. Münir-Pascha lebt heute noch, und trotzdem sein Schwiegervater später entthront und ermordet wurde, blieb er in seinen Würden. In dem vorletzten türkischen Ministerium war er noch Minister des Innern.

Und Atjeh?

Atjeh ist eine glückliche Frau. Im übrigen nennt es der Koran unanständig und unpassend, von der Frau eines anderen zu sprechen, und verbietet es sogar, sich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen.

Achten auch wir das Gesetz des Korans und des Propheten.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Erlebnis Goethes in Karlsbad. — In seinen Erinnerungen an Goethe berichtet der bekannte Historiker Luden ein heiteres Erlebnis des großen Dichters bei einem seiner Kuraufenthalte in Karlsbad. Goethe selbst teilte es bei einem fröhlichen Gastmahl mit. Luden giebt die Erzählung mit Goethes eigenen Worten wieder.

„Nach meiner Art zu Karlsbad auf und ab wandelnd," plauderte Goethe, „war ich seit einigen Tagen häufig einem alten Manne von 78 bis 80 Jahren begegnet, der, auf sein Rohr mit einem goldenen Knopf gestützt, dieselben Wege beging. Ich erfuhr, es sei ein vormaliger, hochverdienter österreichischer General aus einem alten, sehr vornehmen Geschlechte. Einigemal hatte ich bemerkt, daß der Alte mich scharf anblickte, auch wohl, wenn ich vorüber war, stehen blieb und mir nachschaute. Indes war mir das nicht auffallend, weil ich dergleichen gewöhnt bin. Nun aber trat ich einmal auf einem Spaziergang etwas zur Seite, um irgend einen Gegenstand genauer anzusehen. Da kam der Alte freundlich auf mich zu, entblößte das Haupt, was ich natürlich anständig erwiderte, und redete mich folgendermaßen an: „Nicht wahr, Sie nennen sich Herr Goethe?"

„Jawohl, so heiße ich."

„Aus Weimar?"

„Von dort."

„Nicht wahr, Sie haben bisher geschrieben?"

„O ja."

„Und Verse gemacht?"

„Auch das."

„Ist das Versemachen schwer?"

„So, so."

„Es kommt wohl halter auf die Laune an, und ob man gut gegessen und getrunken hat, nicht wahr?"

„Es ist mir fast so vorgekommen."

„Na, schauen's, da sollten Sie nicht in Weimar sitzen bleiben, sondern halter nach Wien kommen."

„Hab' auch schon daran gedacht," erwiederte ich.

„Na, schauen's, in Wien ist's gut; es wird gut gegessen und getrunken, und man hält was auf solche Leute, die Verse machen können."

„Hm!"

„Ja, dergleichen Leute finden wohl gar, wenn sie sich gut halten und sich zu benehmen wissen, in den ersten und vornehmsten Häusern Aufnahme."

„Hm!"

„Kommen's nur, melden's sich bei mir; ich habe Bekanntschaft, Verwandtschaft, Einfluß. Schreiben's nur: Goethe aus Weimar, bekannt von Karlsbad her. Das letztere ist notwendig zu meiner Erinnerung, weil ich halter viel im Kopf habe."

„Werde nicht verfehlen."

„Aber sagen's mir doch, was haben's denn geschrieben?"

„Mancherlei."

„Schade, daß ich nichts von Ihnen gelesen und auch früher nichts von Ihnen gehört hab'. Sind schon neue, verbesserte Auflagen von Ihren Schriften erschienen?"

„O jawohl, auch."

„Und es werden wohl noch mehr erscheinen?"

„Das wollen wir hoffen."

„Ja, schauen's, da kauf' ich Ihre Werke nicht. Ich kaufe halter nur Ausgaben der letzten Hand. Sonst hat man immer den Aerger, ein schlechtes Buch zu besitzen, oder man muß dasselbe Buch zum zweitenmal kaufen. Darum warte ich, um sicher zu gehen, immer den Tod der Autoren ab, ehe ich ihre Werke kaufe. Das ist Grundsatz bei mir, und von diesem Grundsatze kann ich halter auch bei Ihnen nicht abgehen."

Damit verabschiedete sich der litteraturverständige alte Herr, der gewiß später öfters Goethe noch bedauert hat, daß er seiner freundlichen Einladung nach Wien keine Folge leistete. [Th. S.]

Erfindung der Perücke. — Philipp der Gute, Herzog von Burgund, der Vater Karls des Kühnen, hatte während einer langen schmerzhaften Krankheit all sein Haar verloren, und das war für ihn ein um so größerer Uebelstand, als er schon deshalb gern recht schön erschienen wäre, um das Herz Isabellas von Portugal, seiner Braut, zu erobern.

In dieser Not nahm Philipp zuletzt seine Zuflucht zu einem Sammetkäppchen, das den Mangel an Haaren ziemlich verdeckte. Der Hof beeilte sich, diese sonderbare Tracht Philipps nachzuahmen, und die Belgier erstaunten nicht wenig, als sie den gesamten Hofstaat mit geschorenen Köpfen und schwarzen Sammetkappen in Brüssel einziehen sahen.

Die Vermählungsfestlichkeiten begannen, Philipp entfaltete alle Pracht seiner Herrschaft, wodurch er hoffte, die Mängel seiner Erscheinung weniger bemerkbar zu machen. Unglücklicherweise aber verfolgte ihn ein sehr widriges Geschick, als er sich gerade am eifrigsten bemühte, seiner Braut zu gefallen.

Eines Morgens herrschte die tiefste Stille im ganzen Schlosse. Die Infantin kniete vor ihrem Betpulte und verrichtete ihr Gebet; da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür, und Herzog Philipp trat ein. Voll Liebe bog er ein Knie vor seiner Braut und bat um Vergebung ob seines Eindringens.

Die beiden führten dann ein langes Gespräch, und durch eine unvorsichtige Wendung fiel im Laufe desselben plötzlich die schwarze Sammetkappe von dem Haupte des Herzogs. Beim Anblick des würdigen Hauptes, das so ganz und gar seiner natürlichen Zierde beraubt war, konnte die Infantin nicht mehr den Ausbruch eines ungemessenen Lachens zurückhalten. Der Herzog stand anfangs wie versteinert da, dann raffte er sich auf und floh.



Photographieverlag von Hanfstangl's Nachfolger in Berlin.

Pech. Nach einem Gemälde von B. Genzmer.

Philipp ließ nun durch die Vermittlung eines Hofbeamten einen hohen Preis aussetzen, wie dem Mangel an Haaren mit Hilfe der Kunst abgeholfen werden könne. Daraufhin meldete sich ein Barbier und bat vorgelassen zu werden.

Als er eingetreten war, zog er aus einem leinenen Sacke eine Art von Käppchen, aber ein Käppchen mit langen Haaren versehen, wie sie auf einem Menschenkopfe wuchsen. Der Hofbeamte war beim Anblicke dieses Meisterwerkes hoch erfreut und versprach reiche Belohnung.

„Dein Name?" frug er den Barbier.

„Pierre Lorchant, ich bin aus Dijon, und meines Gewerbes Barbier."

Am Abend dieses merkwürdigen Tages gab Philipp der Gute den Brüsselern einen prachtvollen Ball, wo er geschmückt mit einer Perücke vom herrlichsten blonden Haare erschien. [W. H.]

Pech.

(Mit Abbildung.)

In ein echtes Hundewetter hat die Pflicht den alten Gerichtsboten auf unserer Abbildung (nach einem Gemälde von B. Genzmer) hinausgeführt. Er war recht bepackt mit Akten, die er zum Präsidenten bringen sollte. Da hatte er das Pech, daß sein guter alter Regenschirm, der schon so manchen Sturm mit ihm erlebt, plötzlich über seinem Haupte zusammenbrach. Vor Schreck trat der Alte in eine tiefe Pfütze, die Mappe unter seinem linken Arm kam hierbei ins Rutschen, und da er den zerbrochenen triefenden Schirm, mit dem er die Aktenmappen vor Nässe schützen wollte, nicht fahren ließ, so konnte er das Paket links nicht mehr halten. Eine ganze Anzahl wichtiger Aktenbeilagen fiel somit in das schmutzige Wasser des Straßendamms. Das war in der That „Pech" genug für den pflichtgetreuen alten Boten, der immer ein Muster von Sauberkeit und Pünktlichkeit im Amte war. Unser Bild bringt den Schreck des Armen sehr hübsch zum Ausdruck.

Bilder-Rätsel.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 11:

Ein kleines Leck versenkt ein großes Schiff.

Homonym.

„Sohn, deine Schulden, sie" — der Vater nannte
Das Rätselwort — „so viel, daß ich verwandte
Zur Tilgung all' mein Geld; treibst du's so fort
Mit dem" — er sprach nochmals das Rätselwort —
„So sage ich mich los von dir fortan,
Drum bess're dich und werd' ein rechter Mann."

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösungen von Nr. 11:

der viersilbigen Charade: Ohrenbläser;

des Blumen-Rätsels: Edelweiß:

TÜRKENBUND
GOLDLACK
MALVE
VEILCHEN
LÖWENMAUL
LILIE
AURIKEL
ASTER
ROSE;

des Buchstaben-Rätsels: Ebbe, Egge, Elle, Esse.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.